

btb

Mit Anfang vierzig fühlt sich Charly Benz wie ein gestrandeter Wal im eigenen Leben. Sie arbeitet im Marketing einer Berliner Foodcompany, ernährt sich von angebrannten Croissants und bespricht ihre Beziehungsprobleme – die darin bestehen, dass sie keine Beziehung hat – mit ihrem einzigen Freund: Herr Schabowski, ein Sechzigjähriger, der ihre Post und ihre Ängste sortiert. Doch als dieser eine verheerende Diagnose erhält, Charlays Versuch einer Systemischen Familienaufstellung in einem Debakel endet und plötzlich gleich drei Männer ihr Leben gehörig durcheinanderbringen, beschließen Schabowski und sie, die Probleme proaktiv anzugehen: Sie flüchten. Und zwar nach Bad Gastein, ein ehemals mondäner Kurort im Südwesten Österreichs. In einem leerstehenden Hotel der Jahrhundertwende, das einst Charlays Vater gehörte, stellen sie fest: Man kann sich die Menschen, mit denen man verwandt ist, nicht aussuchen – seine Familie aber schon.

VERENA ROSSBACHER, 1979 in Bludenz/Vorarlberg geboren, aufgewachsen in Österreich und der Schweiz, studierte einige Semester Philosophie, Germanistik und Theologie in Zürich und am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig. Nach ihrem Debüt »Verlangen nach Drachen«, »Schwätszen und Schlachten« und »Ich war Diener im Hause Hobbs« erschien ihr vierter Roman »Mon Chéri und unsere demolierten Seelen«, für den sie mit dem Österreichischen Buchpreis ausgezeichnet wurde.

VERENA ROSSBACHER BEI BTB
Schwätszen und Schlachten. Roman
Ich war Diener im Hause Hobbs. Roman

VERENA ROSSBACHER

MON
CHÉRI UND
 UNSERE
 DEMOLIERTEN
 SEELEN

ROMAN

btb

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe September 2024
btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

© 2022 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Covergestaltung: semper smile, München
nach einem Entwurf von Barbara Thoben, Köln
Covermotiv: Broken Things, 2021 © Livia Marin
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
MK · Herstellung: sc
Printed in Germany
978-3-442-77441-8

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/penguinbuecher

Für Mathias

EIN PAAR WORTE VORNEWEG

Handke sagte einmal, über Sexualität gebe es nichts zu schreiben. Er sagte, auch im Kino schaue er immer weg, Sexszenen würden alle erniedrigen, die Zuschauer wie die Darsteller. Handke und ich sind weiß Gott nicht immer einer Meinung, aber in dieser Sache muss ich ihm auf die Schulter klopfen.

Manchmal frage ich mich, ob es einfach ein riesengroßer Irrtum ist. Ob alle Filmemacher denken: Meine Zuschauer wollen Sex, also muss er rein, dabei will vielleicht kein einziger Zuschauer diesen Sex, aber alle müssen halt damit leben. Ich frage mich, ob auch jeder arme Schriftsteller sich denkt: Ach herrje, schon wieder Hunderte von Seiten, ohne dass zumindest onaniert wurde, das kauft doch kein Mensch! Ich frage mich, ob es ein bisschen ist wie bei *Des Kaisers neue Kleider*. Alle haben sich darauf geeinigt, dass der Kaiser Kleider anhat. Keiner traut sich zu sagen, dass der Kaiser nackt ist, und keiner traut sich zu sagen, dass Sexszenen einen nur demütigen.

Irgendjemand raunte mir einmal nach einer erschöpfenden Diskussion zu diesem Thema zu: »Ja, aber Charly, Sex gehört doch zum Leben dazu!« Ja, sicher. Alles Mögliche gehört zum Leben dazu, und trotzdem malträtiert man die Leute damit nicht in jedem Unterhaltungsmedium, prominentes Beispiel: Klogang. Der Klogang gehört, darin werden wir uns einig sein, zum Leben dazu. Ich wage zu behaupten, bei jedem, der nicht sein saures Geld damit verdient, geschäftsmäßig Sex zu haben, gehört der Klogang sogar mehr zum Leben als der Sex. Oder, anderes Beispiel, Träume. Ständig träumen wir! Wenn wir nicht auf dem Klo hocken, träumen wir! Ich persönlich finde, man sollte, wenn in einem Buch geträumt wird, immer sofort in Habachtstellung gehen. Wenn ein Autor irgendwas durch

einen Traum erklärt, stimmt was nicht. Er versucht, uns durch einen Traum was klarzumachen, was er mit seriösen Mitteln nicht hinkriegt, er versucht, *das Unterbewusstsein* sprechen zu lassen.

Sex, Träume, jemand, den wir auf dem Klo betrachten – falls eine dieser Rubriken für Sie sozusagen den Grundpfeiler guter Literatur bildet, sollten Sie dieses Buch schleunigst wieder weglegen. Da wir uns noch im Prolog befinden und Sie Bücher idealerweise sowieso erst einmal *anlesen*, bevor Sie sie erwerben, stehen die Chancen nicht schlecht, dass Sie das Geld nicht zum Fenster hinauswerfen. Kaufen Sie sich was von Knausgård oder so, da sind Sie auf der sicheren Seite, Masturbation ohne Ende, Sex auf jeder Seite, und sicher träumt er ab und an was Unsinniges oder hockt auf dem Klo, das kann ich nicht mit letzter Sicherheit sagen, ich habe es naturgemäß nie zu Ende gelesen.

Das hier ist – nur damit wir uns da nicht miss verstehen – trotzdem eine Liebesgeschichte. Irgendwie.

Apropos Handke, neulich träumte ich übrigens, Handke und ich wären auf einem Literaturfestival. Ich war im Traum selbst Autorin, mein letztes Werk trug den Titel *Der Apfelschimmel* und hatte einige Fans, aber Handke mochte meine Bücher nicht. Er hatte übrigens noch nicht den Literaturnobelpreis, ich erwähnte das im Traum auch prophetisch gegenüber einer Festivalbesucherin, ich sagte: »Handke hat noch nicht den Literaturnobelpreis, aber bald.«

Ich spazierte mit Handke Hand in Hand durch eine hübsche Landschaft, so Toskana. Er hatte duftiges Haar, fertigte später gekonnt Ravioli für mich und eine italienische Großfamilie und zeichnete interessante Bilder. Dann teilte er mir mit, dass er mich liebe.

»Aber Handke«, sagte ich, »heute Morgen noch mochtest du meine Bücher nicht!«

»Ja, heute Morgen! Jetzt liebe ich sie!«, sagte Handke.

»Ich deine auch«, sagte ich, »aber nur die frühen Sachen.«

Was soll ich sagen? Es war nur ein dummer Traum, er klingt irgendwie total ausgedacht, aber das Witzige daran ist: Genau so war es dann auch mit dem Dragaschnig.

ERSTER TEIL

DER BRIEF

1 Als ich den Briefkasten öffnete und die Post durchsah, fiel er mir sofort auf. Der Umschlag war aus gutem, festem Papier und von Hand beschriftet. Laut Firmenadresse kam er von einer Anwaltskanzlei in Wien. Es war so ein Fall für den Brieföffner, aber genauso selten, wie man einen handbeschrifteten Brief erhielt, gab es noch Leute, die einen Brieföffner zu Hause hatten, ich jedenfalls kannte niemanden. Außer Schabowski, aber der zählte natürlich nicht. So, wie ein Spitzenkoch mit seinen signierten Messern anrückte und ein Maurer mit seiner eigenen Kelle, hatte Schabowski seinen handgeschmiedeten Brieföffner. Wer Schabowski ist? Jesus, ja, dazu komme ich bald, immerhin geht es ja um ihn, also um alle anderen natürlich auch, um den Dragaschnig und Hänse und Sybille und so weiter, aber so weit sind wir noch nicht. Ich habe ja gerade erst den Brief aus dem Kasten geholt. Oder hätte ich anders anfangen sollen? Mit diesem legendären Weihnachten vielleicht oder, keine Ahnung, damit, wie ich zur Apotheke gerannt bin wie die Teilnehmerin eines Methadonprogramms, die vergessen hat, ihre Dings, Portion, abzuholen, ihre Ration – oder nennt man das Rate? Oder, ganz schlicht, mit dem Kauf meiner ersten Latzhose? Vielleicht ja. Wie auch immer, der Hase hat sich ja eh schon vergaloppiert, wir müssen da jetzt einfach durch.

Also, Herr Schabowski, über den Sie später noch *ganz viel* erfahren werden, hätte gewiss einen Brieföffner gehabt, ich hatte keinen. Abgesehen davon hätte ich auch mit Brieföffner den Brief nicht geöffnet. Ich öffnete den Anwaltsbrief aus Wien nicht, wie ich auch sämtliche anderen Briefe nicht öffnete, ich öffnete einfach grundsätzlich keine Briefe. Meinen Briefkasten leerte ich nur, wenn er überquoll, so alle zwei Wochen mal.

Ich steckte die Postsendungen mitsamt der Tageszeitung und den Prospekten in eine meiner Einkaufstaschen und begann, die vielen Treppen hinauf in den vierten Stock zu steigen. Auf halber Höhe begegnete mir der Typ von gegenüber, ich hatte keine Ahnung, was er arbeitete, er trug diese bügelfreien Anzughosen, die immer einen Tick zu kurz waren, und schmale, spitz zulaufende Lederschuhe mit dünnen Söhlchen, ich tippte auf Bankberater. Oder Versicherung. Er sagte Hallo, ich sagte auch Hallo. Wir hatten eine Hallo-Beziehung.

Oben angekommen lehnte ich kurz die Stirn an die Tür und verschlafte, ich sollte mehr Sport machen. Ich sollte überhaupt Sport machen. Dann suchte ich nach meinem Schlüssel.

Ich stellte die Einkäufe in der Küche ab und öffnete das Fenster. Die Luft war abends immer noch warm, langsam wurde das ja unheimlich. Ich blickte auf den gegenüberliegenden Neubau, die Büros hinter der verglasten Front waren noch hell erleuchtet, hinter weißen Tischen saßen die Mitarbeiter mit Mundschutz und erstellten Zahnprothesen.

Ich wechselte im Schlafzimmer mein Kostüm gegen einen pinken Jogginganzug, sofort fühlte ich mich sportlich. Wenn Karl Lagerfeld behauptete, wer eine Jogginghose trage, habe die Kontrolle über sein Leben verloren, konnte ich nur sagen: Kann schon sein, Karl. Da ich aber nie das Gefühl hatte, die Kontrolle über mein Leben zu haben, gab es da eigentlich nichts zu verlieren. Karl tat mir ein bisschen leid. Karl saß bis spät in die Nacht hinein in Anzug und Krawatte auf seinem Sofa herum und hatte viel zu verlieren, ganz ehrlich, der ganze Ruhm, das viele Geld, war es das wert? Ich vermutete, Karl dachte heimlich: Eher nicht. Ich vermutete, Karl beneidete mich manchmal. Dann fiel mir ein, dass Karl tot war, gestorben, ohne je eine Jogginghose von innen gesehen zu haben. Das Leben war nicht fair.

Zurück in der Küche öffnete ich Spotify auf meinem Handy und stellte einen Topf Wasser für die Pasta auf den Herd.

Ich habe diese Easy-Listening-Stücke nie verstanden – dieser seichte Jazzverschnitt, zu dem die Amerikaner in ihren Filmen immer so unendlich langsam zusammen auf der Stelle tanzten. Es war die langweiligste Musik der Welt, aber seit ich alleine wohnte, fand ich Gefallen daran. Sie plätscherte ohne Höhen und Tiefen dahin. Ich mochte vor allem dieses weiche Geräusch der Drum-Brushes, die bei dieser Art Musik eine prominente Rolle einnahmen, so ein Wischen und Rühren, als würde jemand mit einer stoischen Geduld die Bürgersteige kehren.

Nachdem ich mir ein Glas Wein eingeschenkt hatte, begann ich die Einkäufe zu verräumen. Auf dem Tisch zurück blieben die kleinen, betörend duftenden Tomaten, ein dicker Strauß Basilikum, der Parmesan und diese kanalrohrdicken Rummo-Nudeln in der poetischen Verpackung. Jeder Feel-Good-Movie beginnt so, jede Rummo-Werbung, ein würdevoll gealteter Tisch, das letzte Licht des Tages, das elegisch auf die zerklüftete Parmesanlandschaft fällt, gleich würde es sehr ausgelassen werden hier, diverse Leute würden sich dem Vorgang der Abendbrotzubereitung widmen, einer schneidet die Tomaten, einer schmort die Zwiebeln, die Musik dümpelt dahin, ein Schluck Wein, ein sichter Kuss auf den Nacken, gebannt späht einer seiner Liebsten über die Schulter in den Topf, als hätte er noch nie Nudelwasser gesehen, Gelächter, glückliche Kinder, die haarscharf an einem vorbeidüslen, gerade noch kann man mit einer geschickten Bewegung sein Glas retten, noch mehr Gelächter, dampfende Pasta, Basilikum, der durch die Luft segelt und auf dem Sugo landet, alle reden durcheinander, so viel ist zu berichten, der Tag war wieder so spannend! Die Brass-Band tingeltangelt, der Bassist setzt zu einem geschmeidigen Solo an, aber: *scratch!*

Kennt jemand noch das kratzende Geräusch einer Nadel, die unsauber von der Schallplatte genommen wird? Nein, kaum jemand weiß noch aus eigener Anschauung, was eine Schallplatte ist, außer den Nerds natürlich, bei denen die wieder voll ange sagt ist, mit sündteuren Plattenspielern und Gekreische, wenn man so eine Scheibe mal mit ungewaschenen Fingern anfasst, aber um die Nerds mache ich inzwischen einen gesunden großen Bogen. Also, niemand sonst weiß noch richtig, was eine Schallplatte ist, aber man kennt das Geräusch. Es kommt im Feel-good-Movie immer dann zur Anwendung, wenn die Idylle jäh gestört wird, die glückliche Familie gar nicht glücklich und die liebe Omama todkrank ist, in der Rummo-Werbung dann, wenn es gar nicht um Rummo-Nudeln geht, sondern darum, dass alle diese happy people keine Unfallversicherung haben, schwupp, kippt das heiße Nudelwasser um, schwupp, bricht sich einer die Finger beim Parmesanhobeln, alles schon passiert, und scratch! Scratch ist das Geräusch dazu.

Da lag der ganze Krempel für einen perfekten Abend, aber eben auch der Inhalt meines dummen Briefkastens. Kein Mensch war da, keiner kochte, niemand redete mit irgendwem durcheinander, niemand lachte, keine Kinder düsten irgendwohin, hier waren keine Kinder, hier war keiner, der sie zeugte, hier war nur Charly Benz, sie hatte auch keine Unfallversicherung und zudem kein bisschen Lust, die Rummo-Romantik mausallein zu bestreiten.

Mit dem guten Solinger Messer (*Seit vier Generationen und ohne jegliche Kompromisse!*) stemmte ich einen Brocken vom Käse und steckte ihn in den Mund, ich mochte das Knirschen der Salzkristalle zwischen den Zähnen – diese kleinen Freuden des Alltags!

Ach Quatsch. Ich esse gern, das ist aber eigentlich auch schon alles. Ob das ein schöner Scheiblettenkäse ist, mit dieser herr-

lich knisternden hauchzarten Folie drum herum, der nach dem Auswickeln so glänzend und anschmiegsam auf der Hand ruht, oder ein dreijähriger Sbrinz, bei dem es nur noch vier Alpen in der Schweiz gibt, die den herstellen, und bei dem man mit einem extra Sbrinz-Stecher die Möckli aus dem Laib herausbrechen muss (*Nicht schneiden!*) – mir ganz egal, ich mag alles.

Ich aß Käse, überflog die Schlagzeilen der Zeitung, die Briefe packte ich in die gelbe Postkiste. Den hübschen Umschlag aus Wien betrachtete ich noch ein wenig. Ich kannte niemanden in Wien, schon gar keinen Anwalt. Mir wurde ein bisschen schlecht. Ich bekam ja schon bei der Infopost meines Stromanbieters Herzrasen. Wenn Post von meinem Stromanbieter kam, dachte ich, er würde den monatlichen Abschlag erhöhen, ungefähr um 1000 %, natürlich machte ich so ein entsetzliches Schreiben nicht auf. Ich machte überhaupt keine Post auf, aus Sicherheitsgründen. Was sollten Stromanbieter, Krankenkassen und Versicherungen einem schon Schönen schreiben? *Alles Gute zu Ihrem 40. Geburtstag, als Geschenk überweisen wir Ihnen 500 Euro.* Post vom Stromanbieter war schlimm, so ein Anwaltsbrief dementsprechend natürlich der Super-GAU.

Ich blickte auf und sah, wie der Dampf zwischen dem Topf und dem Deckel herausquoll, und drehte die Gasflamme kleiner. Dann setzte ich mich an den Tisch, trank meinen Wein aus und las die Adresse des Anwalts aus Wien noch einmal, Wort für Wort. Ich drehte den Umschlag in den Händen, vielleicht war der Brief versehentlich in meinem Briefkasten gelandet, vielleicht sollte er in den Briefkasten des Versicherungsbeamten von nebenan, aber dort stand, in röhrender königsblauer Handschrift, mein Name.

Ich saß an meinem Tisch, ich ließ den Brief sinken und starrte hinüber ins zahntechnische Laboratorium. Im Hintergrund tätschelte einer hingebungsvoll mit einem Pinsel seine

Trommel, sein Kollege pustete unendlich zart in die Trompete und ein anderer streichelte das Klavier. Es war die langweiligste Musik der Welt.

FEINE SAHNE FISCHFILET

2 Als ich am nächsten Morgen aufwachte, war mir hun-deelend zumute. Ich hatte am Abend irgendwann das Wiener Schreiben ebenfalls in die gelbe Postkiste geworfen, das Nudelwasser ausgeschaltet und den Parmesan aufgegessen, eine Tüte Chips (*Salt and Vinegar*) verzehrt und den Wein ausgetrunken, insgesamt natürlich keine gute Idee. Ich fühlte mich wie diese kranke Obama. Es war kein Feel-good-Movie, es war ein Melodram, und die kranke Obama, das war ich. Eine Obama, die jemand vergiftet hat. Ich schaltete das besessene Gezwitscher meines Lichtweckers aus und öffnete die Vorhänge. In der Nacht hatte es zu regnen begonnen, die Wolken hingen tief über der Stadt, von einem Tag auf den anderen hatte der wohlwollende goldene Herbst beschlossen, gnadenlos auf den Winter zuzueilen. Und so fühlte ich mich auch: Ich fühlte mich wie eine Frau, deren Zeit abgelaufen war. Mein Frühling war vorbei, der Sommer war vorbei und jetzt war anscheinend auch schon der Herbst vorbei. Gnadenlos eilte ich auf den Winter zu. Ich dachte, dass eigentlich mein ganzes Leben verregnet gewesen war.

Ich zog den Morgenmantel über, ging in die Küche und kochte mir eine Tasse Kaffee und legte ein gefrorenes Croissant auf den Toaster.

Ich las ein bisschen in der Zeitung, es ging um *Feine Sahne Fischfilet*, und ich las den Artikel sehr sorgfältig, neuerdings interessierte ich mich brennend für *Feine Sahne Fischfilet*. Aber ich wusste, dass ich mir nichts, rein gar nichts davon würde merken

können. Ich hatte morgens immer ein Hirn wie eine Schnecke, nach einer Flasche Wein am Vorabend wie eine Schnecke, die gerade einen tüchtigen Schlag auf den Schneckenkopf abbekommen hatte. Ich las hartnäckig weiter, es konnte nicht sein, dass ich von den Krisen in der Welt immer erst Wochen später erfuhr und dann alarmiert von der Trump-Wahl daher schwafelte, als die für alle anderen schon längst Geschichte war. Trump, der Brexit, der Terroranschlag auf den Berliner Weihnachtsmarkt – alles ging an mir vorbei. Meine Unfähigkeit, up to date zu sein, hatte mich in mehr als eine peinliche Situation gebracht, die Diskussion letztes Silvester war ein Paradebeispiel für eine dieser lächerlichen Performances.

Ich war wie immer beim Notfallessen bei meiner Chefin gewesen. Es hieß *Notfallessen*, weil es für alle veranstaltet wurde, die keine andere Einladung hatten und notfallmäßig irgendwohin mussten, um nicht traurig allein zu Hause zu hocken, sich nicht mit Rotkäppchensekt zu betrinken und sich wegen alldem – allein zu Hause und Rotkäppchensekt – nicht unendlich selbst zu bemitleiden.

Beim Notfallessen fand sich jedes Jahr eine vollkommen neue Gruppe zusammen, nur ich, Charly Benz, war immer mit von der Partie. Bei mir, dachte ich, ist der Notfall der Normalfall. Wie auch immer, ich war beim Notfallessen und es ging schon bei der Vorspeise (irgendwas im Nest, Wurzelallerlei im Nest oder so, natürlich vegan) um *Feine Sahne Fischfilet* und beim Dessert ging es immer noch um *Feine Sahne Fischfilet*. Als ich mein Nest verzehrte, wunderte ich mich noch, dass die diesjährige Notfallgruppe sich so ausführlich über Konserven ereifern konnte, bei Nussbraten und Rosenkohl ahnte ich, dass irgend etwas mit den Konserven nicht stimmen konnte. Die Notfallgruppe setzte sich in diesem Jahr aus erstaunlich vielen Journalisten zusammen. Vermutlich eine Krise des Journalis-

mus, von der ich natürlich nichts mitbekommen hatte, jedenfalls hatten laut den Journalisten von der *Bild* bis zur *Süddeutschen*, von Facebook bis Twitter sämtliche Medien über die Konserven berichtet und erst beim Dessert begriff ich es.

»Ich verstehe!«, rief ich, ich schluckte den Bissen Orangen-törtchen hinunter und deutete mit der Gabel triumphierend auf den Journalisten – er war im Politikressort bei der *Welt* –, der eben behauptet hatte, wenn jetzt sogar der Mainstream *Feine Sahne Fischfilet* applaudiere, sei der Punk tot.

»Ich verstehe! *Feine Sahne Fischfilet* ist nichts zum Essen!«

Nachdem die Tischgesellschaft in eine ungläubige Schockstarre gefallen war, um dann hysterisch zu lachen, klärte man mich huldvoll auf und nun wusste auch ich, Wochen nachdem man *Feine Sahne Fischfilet* in Dessau ausgeladen hatte, dass es sich um eine Band handelte. Punkrock, wie mir die Journalisten wichtig versicherten, und weil ich ein unendlich freundlicher Mensch bin, ließ ich mir weitere Törtchen auftun und lauschte innig einem Vortrag zu der Musik von *Feine Sahne Fischfilet* (bisschen Ska, viel Deutschpunk, bisschen Indiepop) und erfuhr, dass man entweder pro *Feine Sahne Fischfilet* war (»Statement gegen Rechts«) oder kontra (»Mainstream« und »toter Punk«). Ich brachte in den Monaten nach diesem informativen Abend gerne das Gespräch auf *Feine Sahne Fischfilet*, um mit meinem neu erworbenen Wissen zu prahlen.

»Ich selbst«, fügte ich dann gerne hinzu, »bin übrigens pro.«

Ich blickte erst von meiner Lektüre hoch, als es nach Rauch roch und ich dachte, es müsse im zahntechnischen Laboratorium gegenüber ein Feuer ausgebrochen sein, vermutlich ein Kurzschluss an einem dieser sündteuren Apparate, womöglich ein versuchter Versicherungsbetrug, ein Fall für meinen Nachbarn mit den zu kurzen Hosen.

Dann holte ich das verkohlte Croissant vom Toaster und stellte das qualmende Gerät unter das kleine Dach des Balkons. Der Toaster toastete zwar noch, schaltete sich aber nicht mehr selbstständig aus, es war schlimm.

Ich schabte pflichtschuldig die Kohle von meinem Frühstück, trug das schwarze Ding und den Kaffee zurück ins Schlafzimmer und schlüpfte wieder ins Bett. Ich stopfte mir ein Kissen in den Rücken und schaute, während ich das verkohlte Croissant in meinem Kaffee aufweichte, zu, wie der Regen an den Fensterscheiben herabbrann. *Feine Sahne Fischfilet*, dachte ich zufrieden. Wäre ich eine Band, ich würde gerne heißen wie ihr.

Ich war aber keine Band. Eigentlich war ich das Gegenteil einer Band. Ich war eher eines dieser illustren Ein-Mann-Orchester, die gerne vor S-Bahnhöfen herumhingen und sich sämtliche Instrumente um den Leib geschnallt hatten, eine Basstrommel auf dem Rücken, Gitarre um den Bauch, ums Fußgelenk ein Tschinellenkranz, und entweder auf einer Mundharmonika bliesen oder sangen, irgendwas von *Simon & Garfunkel*, dabei war ich nicht mal textsicher.

Ja, das war das Problem. Ich musste immer alles alleine machen, Essen kochen und Musik machen, mich vor meiner Post fürchten, einfach alles. Ich seufzte. So wie es aussah, würde ich auch meine Kinder in Eigenregie zeugen müssen, sollte ich je welche haben wollen. Ich musste mir eingestehen: Die Zeit arbeitete gegen mich. Aber, dachte ich – ich steckte mir den letzten Bissen Croissant in den Mund –, wenden wir uns den erfreulichen Fakten zu: Es war Freitag und ich war total froh, nicht ins Büro zu müssen.

3

Ich arbeitete in der Marketingabteilung einer veganen Foodcompany mit dem Namen *LuckyLili*, zu der Zeit plante ich gerade den Launch einer Reihe von revolutionären Müsliriegeln – als ob es davon nicht schon genug gäbe.

Mir war völlig klar, dass sich kein Mensch etwas unter »Marketing« vorstellen konnte.

»Können Sie sich was unter Marketing vorstellen?«, fragte ich allenthalben mal irgendwen, zum Beispiel Herrn Schabowski.

»Marketing«, sagte dann zum Beispiel Herr Schabowski anerkennend, »nun, das klingt spannend, und was –«

Ich seufzte resigniert. So war es. Alle nickten zuerst anerkennend und sagten: »spannend«, aber im Grunde hatte niemand einen blassen Schimmer, was man da so machte, und Herr Schabowski war da keineswegs eine Ausnahme.

»Marketing«, sagten die Leute in den Bars, die ich mir jeweils nach dem zweiten Drink krallte und vollquatschte. »Marketing«, sagten sie und taten über ihren Bloody Marys total interessiert, »spannend. Und was macht man da so?«

Ich schwafelte dann etwas von den vier Ps (Product, Price, Place, Promotion), der Analyse von Markt und Wettbewerb und primärer und sekundärer Marktforschung, dabei wusste ich haargenau, dass es für die Katz war. Ich verstieg mich in Theorien, die noch aus den Sechzigerjahren stammten, dabei hätte ich sagen müssen: »Ich denke über Müsliriegel nach, die den Markt der Müsliriegel revolutionieren, obwohl er schon längst übersättigt ist.« Oder: »Ich entwerfe Slogans für vegane Tiefkühlmahlzeiten, die angeblich genauso schmecken wie selbst gekocht, dabei schmecken sie immer wie Tiefkühlmahlzeiten.«

Ich hätte einfach sagen müssen, wie es ist: »Ich mache Wer-

bung.« Wie alle Marketingleute hasste ich es, darauf reduziert zu werden, und wie alle Marketingleute wusste ich, dass es stimmte. Die Chefin meiner Abteilung hatte es zur allgemeinen Gaudi einmal auf den Punkt gebracht: »Aus der Entwicklung kommen Geräte, wir machen daraus Produkte.« Meine Kollegen fanden das witzig, ich fand es nicht witzig. Es war nur eine prägnante Zusammenfassung dessen, was ich insgeheim die ganze Zeit gewusst hatte: Es ist egal, was man verkauft. Man muss es nur *gut* verkaufen.

Gewiss wäre es leichter gewesen, hätte ich mich mit meinem Produkt irgendwie identifizieren können, aber wie sollte ich mich mit einem Müsliriegel identifizieren? Ich war im Marketing gestrandet, wie man in der Gastro strandet oder im Verkauf. Sicher, es gab auch die Kellner aus Leidenschaft, es gab die begnadeten Verkäufer. Und es gab die, die BWL studiert hatten und dann ins Marketing gingen, weil sie Marketing schön fanden oder »spannend«. Ich selbst kannte Marketing nur aus den Büchern, die ich mir besorgt hatte, und auch das nur flüchtig. Es waren diese Bücher, so viel konnte ich mit meinen nicht unerheblichen Vorkenntnissen beschwören, es waren diese Bücher tausendmal langweiliger als der *Tractatus* von Wittgenstein und Wittgenstein fand ich ungefähr so aufregend wie Easy-Listening-Stücke, und es fühlte sich für mich beim Lesen auch so an: *Als dachte ich auf der Stelle*. Ich hatte trotz meiner fünfzigseitigen, unvollendeten Seminararbeit zu Wittgenstein nicht die geringste Ahnung von Wittgenstein. Von Marketing aber verstand ich noch weniger.

Das Interessante war: Es war egal. Ich hatte keine Ahnung von Marketing und machte einen guten Job. Diese Tatsache allein war so himmeltraurig, dass ich hätte heulen können.

DAS MÄDCHEN FÜR ALLES

4 *LuckyLili* startete vor etwas mehr als zehn Jahren als winzig kleine Firma, eines dieser vielen überflüssigen Start-ups, die innerhalb kurzer Zeit wieder in der Versenkung verschwinden würden, dachte ich. Zwei Mitarbeiterinnen (die Chefin und ich nämlich) und null Chancen, die nächsten paar Jahre zu überleben, geschweige denn Gewinn zu machen. 2008 waren Veganer noch Nervbacken, die gottlob mehrheitlich unter sich blieben und als unzurechnungsfähige Fanatiker galten. Ich war aus purem Zufall da gelandet, ich war weder Veganerin noch glaubte ich an den Veganismus, ich dachte, die würden aussterben wie die Zeugen Jehovas. Tatsächlich starben die Zeugen Jehovas gar nicht aus, neulich las ich in der Zeitung, sie hätten mitgliedertechnisch seit 2017 um 1,4 % zugelegt. Bei den Veganern war der Markt indessen förmlich explodiert, *LuckyLili* dümpelte zwei, drei Jahre dahin und alle – also wir beide, Liliane und ich – rechneten quasi täglich damit, dass der Kahn absoff, aber irgendwann drehte sich das Blatt und der vegane Markt begann, Fahrt aufzunehmen. Plötzlich gab es Hunderte von veganen Bloggern, Instagram machte Essen zum Motiv, und sogar die Klimakatastrophe arbeitete für uns, Kuhfürze waren plötzlich brandgefährlich und das Kalcium in der Milch suboptimal für den menschlichen Körper. Von Jahr zu Jahr stiegen die Verkaufszahlen um mindestens 30 %, und *LuckyLili* wurde zu einer dieser hippen Marken, die in keinem Biosupermarkt mehr fehlen durften – wir hatten es geschafft. Wir waren ein Unternehmen mit über vierzig Mitarbeitern und produzierten Riegel, Muslimischungen und Tiefkühlprodukte.

Ich hatte mich damals aus schierer Geldnot beworben. Ich war eine dieser Langzeitstudentinnen mit Fächerkombinationen

ohne Perspektive, mir schwante seit längerer Zeit, dass ich weder aus Wittgenstein noch Julia Kristeva einen Beruf basteln wollte, dann drehte mir der Don auch noch von einem Tag auf den anderen den Geldhahn zu und so antwortete ich auf die Annonce für das »Mädchen für alles«, und irgendwie war über die Jahre daraus Marketing geworden. Ich war prähistorisch, außer der Gründerin Liliane Rudolf gab es niemanden, der so lange dabei war, aber ich war auch insgesamt prähistorisch, weil ich in all der Zeit weder vegan noch vegetarisch geworden war, ich aß Gluten, Zucker und Weißmehl in rauen Mengen, sagte niemals Nein zu einem Glas Wein und war eine der wenigen Frauen, die noch rauchten. Ich war insgesamt kein Aus-hängeschild für meine Firma.

Tatsächlich aber war ich bei *LuckyLili* keineswegs unglücklicher, als ich es an der Uni gewesen war. Ich verdiente das erste Mal Geld, das war irgendwie erbaulich, und auch nach zehn Jahren regelmäßiger Lohnzahlungen war ich jeden Monat in Jubelstimmung, wenn ich meine Karte in den Bankomaten steckte und tatsächlich Scheine herauskamen. Ich wohnte zur Miete in einer Wohnung, die ich für mich allein hatte, auch das fand ich phänomenal. Und jetzt kommt's – ich spreche hier einmal darüber, dann nie wieder, wir sind ja hier nicht bei Knausgård und Co –, wenn ich auf dem Klo saß und da war kein Klopapier, wusste ich ganz genau: Es würde nichts bringen, wenn ich jemanden rief. Da war niemand. Komischerweise führte das dazu, dass ich mich erwachsen fühlte. Es führte nicht dazu, dass ich immer Klopapier zu Hause hatte, so erwachsen nun auch wieder nicht, nein, ich schlich immer wieder in gebückter Haltung mit der Unterhose in den Kniekehlen durch die Wohnung auf der Suche nach Papier-taschentüchern. Anschließend, glücklich wieder mit der Toilette vereint, dachte ich: Nun bist du also erwachsen.

Es fühlte sich gut an.

Ich verdiente mein eigenes Geld, bewohnte meine eigene Wohnung und ich machte einen passablen Job, ohne jegliche Vorkenntnisse zu haben, das war immerhin verblüffend. Wäre es nicht derart deprimierend gewesen, hätte ich mich im Glanz meiner ungeheuren Begabung sonnen können. Nach Jahren der Eintönigkeit im Marketing musste ich mir aber eingestehen: Ich war ein gestrandeter Wal. Ein Wal, der schon zu lange im seichten Wasser lag, um noch die Kraft aufzubringen, zurück ins Meer zu schwimmen. Hier, am Ufer, würde ich entweder langsam verenden, oder aber der WWF würde auf mich aufmerksam und mich zurück ins Wasser wuchten.

Ich glaubte nicht an den WWF. Aber ich hoffte auf ihn.

5

BULLERBÜ

Ich verbrachte fast den ganzen Freitag im Bett und dachte nach. Über mein Leben. Ab und zu stand ich auf, kochte mir Kaffee und legte mir weitere Croissants auf den Toaster und rauchte eine Zigarette. Insgesamt konnte ich sagen: Ich hatte an diesem Tag beim Nachdenken nicht allzu viel erreicht, aber mein Tagesziel an karzinogenen Substanzen hundertprozentig erfüllt.

Fazit: Mein Leben sah nicht gut aus. Verzehrte verkohlte Croissants: fünf. Zigaretten: viele. Fertig.

Gekuschelt in meine Kissen las ich noch einmal den Artikel über *Feine Sahne Fischfilet*, es ging darin auch um die AfD, dann um Björn Höcke und seinen zu erwartenden Wahlsieg in Thüringen. Ich fragte mich, nicht zum ersten Mal, wann man diesen Nazi endlich stoppen würde und vor allem: wer und ob man eigentlich auswandern müsste, und wenn ja, wohin.

Seit einem Dreivierteljahr las ich gründlich die Zeitung und seither kannte ich das Wort *Rechtsruck*, der sich in ganz Europa ausbreitete, seit einem Dreivierteljahr las ich auch von dem Wahnsinnigen, der die USA regierte, die USA waren also auch keine Option. Und überhaupt, man konnte vielleicht vor der Politik fliehen, aber vor so vielem anderen nicht. Stichwort Terror. Wo war man denn vor einem Terroranschlag sicher? Wenn einer in Berlin das Wasser vergiften wollte, konnte niemand ihn daran hindern. Wenn einer eine Bombe in einen U-Bahn-Schacht werfen wollte, konnte er das tun, wenn einer einen Rucksack von Hello Kitty mit Sprengstoff füllte und in einem Supermarkt vor der Käsetheke stehen ließ, explodierte er. Es schien so easy.

Sollte man aufs Land ziehen? Es war verlockend. Es war so verlockend, sich seine eigene kleine Idylle aufzubauen, fernab von allen Problemen. Ich verstand plötzlich die ganzen Aussteiger aus den Achtzigern. Es war der Versuch, der latenten Überforderung zu entfliehen und sich in einer komplexen Welt eine überschaubare Ecke zu suchen. Kinder, die wieder im Einklang mit der Natur aufwuchsen, fernab von zu viel Medienkonsum und zu viel Zucker und allem sonstigen Zuviel. Sollte man so eine Art Amish-People werden, sein Feld mit einem Pferd bestellen und sich eine Mütze aufsetzen mit der Aufschrift *Bullerbü*?

Björn Höcke, das habe ich übrigens in einem Interview gelesen, Björn Höcke hat gesagt, da, wo er wohne, mit Frau und Kindern, da sei es so schön, das müsse man sich vorstellen wie Bullerbü. Spätestens von da an war Bullerbü natürlich verbrannte Erde, wenn die Nazis schon da waren, war es ja kein Bullerbü mehr, wenn die Nazis auch diese Sehnsucht hatten nach Bullerbü, nach einer heilen Welt, dann stimmte mit dieser Sehnsucht was nicht. Bullerbü war keine Option mehr.

Und dann war da auch noch meine nächste große Angst, die vor der Klimakatastrophe, denn man konnte nirgendwohin vor ihr fliehen. Ich las vom Aussterben der Arten und von Dämmen, die nicht halten würden, ich las von Dürreperioden und Flüchtlingen aus Afrika und dachte mir: In Afrika haben sie das Wetter, das wir mit der Klimakatastrophe kriegen werden. Das Wasser ist so knapp, wie es hier sein wird, die Ernten fallen aus, wie sie hier ausfallen werden, natürlich fliehen die Menschen. Ich aber bin hier und ich weiß, man müsste sich langsam über Flucht Gedanken machen, aber es gibt keinen Ort mehr, wohin wir fliehen könnten.

Gegen siebzehn Uhr haderte ich ein bisschen mit mir und rief dann doch Herrn Schabowski an. Mein Termin war zwar erst nächste Woche, aber mit diesem ominösen Wiener Schreiben im Nacken konnte ich nicht so lange warten.

»Herr Schabowski, ich bin's, Benz. Ich wollte fragen, ob ich spontan vorbeikommen könnte.«

»Frau Benz, ich freue mich, von Ihnen zu hören! Wie geht es Ihnen?«

»Ja, so lala, ich wollte Ihnen rasch meine Post vorbeibringen.«

»Einen Moment, Frau Benz, ich schaue kurz in meinem Kalender nach, richtig, habe ich mich doch nicht getäuscht, Sie haben doch erst nächste Woche Ihren Termin.«

»Das ist ja das Problem, ich habe gestern so ein schreckliches Schreiben bekommen, aus Wien!«

»Aus Wien, Frau Benz?«

»Ja, ist das nicht schrecklich?«

»Nun ja, Frau Benz, aber worum geht es denn?«

»Herr Schabowski, ich bin ja für so manchen Witz zu haben, aber dass Sie sich auf meine Kosten amüsieren, das geht zu weit! Es ist von einem *Anwalt*. Von einem *Wiener Anwalt*. Verstehen Sie? Es ist einfach schrecklich.«

»Ich verstehe, Frau Benz, leider ist es mir heute nicht möglich, Sie einzuschieben, tatsächlich wartet der nächste Klient schon auf mich. Ich würde sagen, Sie legen das Wiener Schreiben erst mal ruhig zur Seite und ich schaue mir die Sache nächste Woche an, bei unserem regulären Termin, was halten Sie davon?«

»Nichts!«, rief ich. »Nichts halte ich davon, und zwar von allem zusammen! Erstens ist unser *regulärer Termin*, wie Sie das so süffisant nennen, erst am Donnerstag, also Millionen Lichtjahre entfernt, zweitens wissen Sie ganz genau, dass ich nie einen Brief *ruhig zur Seite lege*, und drittens geht es mir wahnsinnig auf den Senkel, dass Sie überhaupt noch andere Klienten haben, um deren Wohl ich mich immer herumgruppieren muss!«

Herr Schabowski lachte. »Ich muss jetzt wirklich, Frau Benz, sagen Sie, habe ich das falsch in Erinnerung, oder ist morgen nicht Ihre –«

»Jaja! Was denken Sie denn, warum ich gerade die Nerven wegschmeiße!«

»Nun, ich glaubte herauszuhören, das Wiener Schreiben bereite Ihnen einen gewissen Kummer.«

»Herr Schabowski, die Sache morgen streckt mich nieder, um mal ein Wort aus der Welt des Boxens zu bemühen, aber mit dem Wiener Schreiben bin ich ausgezählt, so ist es nämlich, das Wiener Schreiben gibt mir den Rest.«

»Jetzt muss ich aber wirklich, Frau Benz.«

»Ja, gut«, brummte ich, »grüßen Sie meinen Leidensgenosse. Sagen Sie ihm, er ist nicht allein.«

»Das mache ich, Frau Benz. Und vergessen Sie nicht: Jeder Boxer steht irgendwann wieder auf. Vielleicht mit einer zertrümmerten Nase oder diesem typischen Blumenkohlohr, aber er stemmt sich wacker in die Senkrechte.«

Dann legte er auf, und ich legte auch auf. Ich hatte noch nie jemanden mit einem Blumenkohllohr gesehen, aber ich wusste sofort, wie das aussehen musste, und mir graute ein bisschen vor mir selbst.

Ich trank abends eine weitere Flasche Rotwein und aß schon wieder keine warme Mahlzeit, dabei war das so wichtig! Ich würde am Montag den schlapp gewordenen Basilikum in den Müll schmeißen und die Tomaten in der Mittagspause bei *LuckyLily* verzehren, ohne alles, dann würde ich ein paar Müsliriegel essen, auf die die Welt nicht gewartet hatte und ich schon gar nicht, aber wenn man Hunger hat, hat man keine Wahl. Anscheinend, und darauf basierte im Grunde mein ganzer Erfolg, anscheinend hatten da draußen ziemlich viele Menschen keine Wahl. Sie alle nahmen sich vor, am Abend was Schönes zu kochen. Entweder sie schafften es nicht, was einzukaufen, oder sie waren doch wieder zu spät dran oder es war dann einfach nicht schön, weil nicht schmackhaft.

Nach zwei Kursen *Kochen für Singles* wusste ich haargenau, in welchen Mengen man einkaufen musste (Obst und Gemüse stückweise, Reis und Nudeln im Großgebinde) und welche Lebensmittel man vermeiden sollte, da sie von Einzelpersonen nicht schnell genug aufgebraucht werden konnten (feine, kalt gepresste Öle, Tomatenmark im Glas), ich war mir im Klaren darüber, dass Planung das A und O eines glücklichen Ein-Personen-Haushalts war, ich kannte alle Tricks für die, die einem stressigen Job nachgingen (vorbereiten und vor-kochen, damit man unter der Woche immer was zum Aufwärmen zu Hause hatte), ich war, was die Singleküche anging, ein Profi und als Profi wusste ich eines nur zu gut: Es war nicht schön. Abends mal schön was kochen war nicht schön. Nicht für mich allein, nicht jeden Tag, es war kein Konzept, das mich

überzeugte. Ich wusste, wo die ganzen *wie hausgemachten* Tiefkühlprodukte hingingen, zu mir nach Hause nämlich. Dort warteten sie im Gefrierfach darauf, dass ich sie herausnahm und in den Ofen stellte, hausgemacht eben.

DER POSTENGEL

6 Also, sage ich halt noch ein bisschen was zu Schabowski. Zwar hatte ich seit unserem Telefongespräch ständig dieses Ohr vor Augen, derart zerschlagen und wieder verheilt und vernarbt, dass es aussah wie ein prächtiger Kreuzblütler, zwar ließ er mich fast eine ganze Woche lang schmoren, bevor er sich meinen Sorgen widmete, aber ich verzieh ihm. Trotz allem nämlich war er seit vielen Jahren der ruhende Pol in meinem Leben, und, ja, so etwas wie ein Freund.

Seit ich in Berlin lebte, brachte ich die Sendungen, die mich erreichten, also um Klartext zu reden: meine ganze Post, alle zwei Wochen zu einem Fachmann, er hieß Herbert Schabowski und sah aus wie ein typischer Bürohengst, er sah genau genommen exakt so aus wie sein Namensvetter Günter Schabowski von der SED, mit feistem Gesicht und halber Brille und so, aber mein Schabowski bestritt hartnäckig, mit dem Mann verwandt zu sein. Er sah aus, wie ein Beamter aussehen musste.

Dabei war er gar kein Beamter. Er war ein Spezialist für Fälle wie mich, für Leute mit Postangst. Ich hatte ihn im Internet gefunden, er betrieb ein Unternehmen namens »PostEngel« und bot drei verschiedene Abokategorien an, Basis, Standard und Premium. Ich war Premium-Kundin, zahlte monatlich 89,90 Euro und kam damit in den Genuss des vollumfänglichen Gesamtpakets, und das bedeutete: Bearbeitung vorhandener Briefe/Dokumente (Flatrate), Gesprächstermine im

Büro (ebenfalls unbegrenzt), Amtsgänge (maximal viermal im Monat und im Umkreis von 50 km, ab 50 km mit Aufpreis) und Telefongespräche. Dazu kam die regelmäßige Aufklärung, wie man auf einen Brief zu reagieren hatte – das war bei jeder der drei Abokategorien mit dabei, und man konnte es auch nicht abbestellen. Ich hätte es gerne abbestellt. Ich hätte das Super-Premium-Abo für 99,90 bezahlt, wenn ich dafür nicht aufgeklärt würde. Aber es gab kein Super-Premium-Abo, nein, da blieb der Herbert Schabowski hart wie Kruppstahl. »Schauen Sie, Frau Benz«, sagte er jedes Mal väterlich, wenn er mich aufklärte, »es kann zwar sein, dass das nicht unbedingt von Geschäftstüchtigkeit zeugt, aber ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie glücklich es mich macht, wenn ein Kunde irgendwann sein Abo kündigt. Ich habe ja selbst keine Kinder, aber so muss es sich anfühlen, wenn die eigenen Sprösslinge flügge werden – eine Mischung aus Stolz, Zuversicht, Sorge und Wehmut.«

»Herr Schabowski«, sagte ich dann immer (ich liebte seinen Namen, ich ließ keine Gelegenheit verstreichen, ihn auszusprechen – das war eigentlich so ein Trick von Leuten, die dir was verkaufen wollten, sie merkten sich sofort deinen Namen und erwähnten ihn über Gebühr häufig, dadurch entstand das irrite Gefühl von Vertrautheit), »Herr Schabowski«, sagte ich dann immer, »und wenn alle Sie im Stich lassen, ich bleibe Ihnen treu.«

Und dabei hatte Herr Schabowski in seiner Diele eine nicht ganz kleine Petersburger Hängung von lauter Ölbildern in Birnholzrahmen, die ehemalige Klienten zeigten, die seine Dienste nicht mehr brauchten.

Klar, die Aussicht, niemals im Birnholz und in Öl in der Diele unter diesen ganzen Helden zu hängen, wurmte mich manchmal, aber niemals so, dass ich in Versuchung gekommen wäre, meine Briefe selbst zu öffnen.

Herr Schabowski übrigens, das fällt mir jetzt, wo ich so darüber nachdenke, auf, Herr Schabowski sagte übrigens auch sehr häufig »Frau Benz«, wenn er sich mit mir unterhielt – klar, er war eben auch ein Profi und wollte was verkaufen, nämlich seine Basis-, Standard- und Premium-Abos. Wenn Herr Schabowski und ich uns unterhielten, war es wie ein Wettkampf der Werbeprofis, er sagte dauernd »Frau Benz«, ich sagte dauernd »Herr Schabowski«.

Dass ich mit dem Problem der Postangst nicht alleine da stand, beflog mich, dass es aber doch nicht so viele von uns gab, dass man dafür ein Fremdwort erfunden hätte, enttäuschte mich wiederum. Für jeden Blödsinn gab es ein Fremdwort, für jede dümmste Angst hielt das Griechische was Schönes parat, es gab die Halitophobie, die Angst vor Mundgeruch, es gab die Spektrophobie, die Angst vor dem eigenen Spiegelbild, und die Tetraphobie, die Angst vor der Zahl vier, und diverse andere ungeschickte Ängste, aber die Postangst hatte keine Gnade gefunden vor der griechischen Phobiejury, die Postangst war vielleicht ein deutsches Phänomen.

»Die Griechen leiden vermutlich unter einer schlimmen Germanophobie!«, sagte ich zu meinem Spezialisten, in der Hoffnung, in den Griechen irgendwie einen gemeinsamen Feind zu haben, aber er war ein Paragrafenreiter und Kleinkrämer. »Postangst«, sagte Herr Schabowski, während ich in seinem Büro herumsaß und seinen Filterkaffee trank und meine Zigaretten mit ihm teilte, »ist streng genommen keine Krankheit.«

Ich war gern bei Herrn Schabowski. Ich kam immer pünktlich zu den Gesprächsterminen, aber ich hatte ihm schon ganz zu Anfang klipp und klar gesagt, dass ich nur, wenn es absolut unbedingt notwendig wäre, über Geschäftliches mit ihm reden würde, nur, wenn er mit der vollumfäng-

lichen generellen Generalvollmacht, die ich ihm für sämtliche postalische Belange ausgestellt hatte, wirklich nicht mehr weiterkam und ich mich zu irgendeinem Schrieb persönlich äußern musste.

Stattdessen sprach ich mit Herrn Schabowski über Gott und die Welt, und ich muss sagen, ich fühlte mich danach immer viel besser. Es half mir nicht in Bezug auf die Postangst, aber, davon war ich fest überzeugt, es half mir in Bezug auf alles andere.

Herrn Schabowski aber bekümmerten meine mangelnden Fortschritte. Für Herrn Schabowski war das Briefeoöffnen ein erholsames Hobby, seine eigene Post bearbeitete er beispielsweise gerne in der Mittagspause. Herr Schabowski hätte gerne, wie alle Leute, die enthusiastisch einem Hobby nachgingen, die ungeheure Schönheit dieses Zeitvertreibs mit mir geteilt, in Herrn Schabowskis liebsten Fantasien saß er vermutlich mit seinen Klienten in seinem Büro, sie öffneten gut gelaunt die Post und lasen sich die schönsten Auswüchse des gemeinen Bürokratendeutschs vor, nur unterbrochen von fröhlichem Lachen und dem zufriedenen Schlürfen am Filterkaffee.

Es gab in der Zwischenzeit eigentlich fast keinen Bereich meines Lebens mehr, über den Herr Schabowski nicht umfassend informiert war. Ich sprach über meine Unzufriedenheit in meinem Job, ich sprach über meine diversen neuen Ängste, seit ich regelmäßig die Zeitung las, und er wusste über fast alle Beziehungsdebakel meiner Vergangenheit bestens Bescheid, ja, Herr Schabowski wusste sogar von dem Dings, dem Familiendings, und er, der Dahlemer Spießer vom Dienst mit seinen Melittafiltern und dem Dallmayr-Prodomo-Kaffee, hatte nicht skeptisch das Gesicht verzogen, als ich ihm von dem fragwürdigen Geburtstagsgeschenk erzählt hatte, nein, er hatte gemeint, der Mensch sei ja von Na-

tur aus neugierig, nur jemand, der sehr, sehr unsicher sei, nur ein Angsthase würde das Neue fürchten, jeder andere könnte es freudvoll ausprobieren.

»Herr Schabowski, ich bin ein Angsthase.«

»Das glaube ich nicht.«

»Sparen Sie sich Ihre Witze. Hören Sie, ich habe eine brutale Angst, meine Post zu öffnen. Ich habe Angst vor einer neuen Naziära. Ich habe Angst, dass es nie wieder Winter wird und die Klimakatastrophe das Leben beendet, wie wir es kennen, ich habe Angst, in meinem blöden Werbejob zu vergammeln, ich habe Angst vor allerlei Krankheiten, zum Beispiel vor diesem schlimmen Schnupfen, der in der Firma gerade umgeht und –«

»Frau Benz, ich würde sagen, das alles sind reine Stellvertreterkriege.«

»Ist das ein Begriff aus dem Kalten Krieg? Herr Schabowski, ich weiß, ich sehe aus wie hundert, aber ich bin damals wirklich nicht dabei gewesen, ich weiß nicht, was das sein soll, ein Stellvertreterkrieg.«

»Nun«, er holte die Kanne aus seiner Krups-Maschine und schenkte uns behaglich Kaffee nach, »da Sie schon vom Kalten Krieg sprechen, damals standen sich die USA und ihre Verbündeten auf der einen Seite und die Sowjetunion und ihre Verbündeten auf der anderen Seite gegenüber. Ihre ideologischen Differenzen haben sie aber, aus Angst vor einer Eskalation, die in einem Atomkrieg hätte enden können, in vergleichsweise kleinen Drittstaaten ausgetragen, beispielsweise in Korea und Vietnam. Der Sieg über diese Länder war nicht wirtschaftlich interessant, nur ideologisch. Es waren Stellvertreterkriege. Mächtige Staaten neigen dazu, weniger mächtige Länder für ihre Zwecke zu missbrauchen.«

Herr Schabowski forderte aus seiner Schreibtischschub-

lade eine Packung Toffee zutage und wir langten einträchtig zu. Sein Schreibtisch war ganz Stasibehörde, in diesem fahlen Beige, ausnehmend hässlich, und immer thronte ein Usambaraveilchen oder ein anderes trauriges Gewächs neben seinem Computerbildschirm. Auch der Rest des Büros erinnerte an ein vergessenes Amt in Rumänien, nacktes Linoleum auf dem Boden, angestoßene Aktenschränke an den Wänden, auf einem stand ein Gratiskalender von *dm*, jeden Monat priesen die Bilder attraktive Produkte an, und an einer anderen Wand hingen drei Urkunden von Wettkämpfen – Herr Schabowski hatte sich früher einmal im Eisstockschießen versucht.

»Herr Schabowski, nur damit ich Sie jetzt nicht missverstehe, ich habe mit Metaphern immer so meine Probleme und verheddere mich dann heillos in den verbalen Wirrungen, ohne zu kapieren, worum es eigentlich geht, also, wenn ich Sie richtig verstehe, sollte mir das Erstarken der Höckes und die Klimakatastrophe keine Sorgen bereiten.«

»Oh doch, natürlich sollte es das. Aber es sollte Ihnen keine Angst machen. Angst ist ein schlechter Ratgeber. Wenn die Angst zu groß wird, können wir nicht mehr handeln – Sie sehen das ja sehr schön an Ihrer Postangst. Ihre Angst, schlechte Nachrichten zu erhalten, ist so riesig, dass sie Sie handlungsunfähig macht, Fazit –«

»Ich öffne meine Briefe nicht.«

»Ja. Sie öffnen Ihre Briefe nicht. Ich öffne Ihre Briefe.«

»Weil Sie mein Stellvertreter sind.«

Herr Schabowski lachte. »Tja, so habe ich das zwar nicht gemeint, aber auch das ist natürlich richtig. Also: Warum sitzt eine junge, kluge und witzige Frau regelmäßig hier in meinem Büro und unterhält sich mit mir altem Knacker, anstatt sich mit ihresgleichen zu vergnügen?«

»Herr Schabowski, erstens bin ich schon längst nicht mehr jung – ich würde übrigens sagen, ich war schon mit zwanzig frühvergreist –, zweitens bin ich kein bisschen klug – von Wittgenstein beispielsweise habe ich nicht einmal zwei lächerliche Sätze über die Kunst verstanden, aber darauf müssen wir jetzt nicht eingehen –, ich bin übrigens auch gar nicht so witzig, das wirkt nur so, weil alle immer denken, das wäre bei mir alles ironisch, vor allem aber, und das ist der zentrale Punkt, vor allem haben Sie in Ihrer Aneinanderreihung von netten Adjektiven etwas ausgelassen.«

»Das da wäre?«

»Sie hätten sagen müssen, junge, kluge, witzige *und hübsche* Frau. Sie hatten vermutlich gehofft, es würde mir nicht auffallen, aber glauben Sie mir, Herr Schabowski, für so was habe ich ein Ohr.«

»Frau Benz, ich glaube, auch das ist wieder einer Ihrer Stellvertreterkriege. Sie steigern sich derart in diese Nichtigkeit –«

»Nichtigkeit! Das ist doch keine Nichtigkeit! Schönheit ist das Wichtigste auf der Welt!«

»Unsinn, Sie bauschen das auf, um sich in Ihrem Selbstmitleid zu suhlen.«

»Ich! Ich mich suhlen! Also! Sie bestreiten ja kein bisschen, dass ich nicht schön bin!«

»Nein, das bestreite ich nicht.«

»Sehen Sie! Sehen Sie!«

»Frau Benz, es ist kindisch, etwas zu bestreiten, wenn die Fakten auf der Hand liegen. Es ist zum Beispiel sinnlos zu sagen, die Wale stürben nicht aus, wenn die Walforscher zu dem Schluss kommen, dass es so ist. Das zu leugnen wäre im besten Fall Schönrederei und führte im schlimmsten Fall dazu, dass nichts unternommen wird.«

»Und was haben die Wale bitte mit mir zu tun?« Ich dachte

kurz an meine eigene Vision von mir als gestrandeter Wal, an den WWF, aber davon konnte Herr Schabowski nichts wissen.

»Sie sind keine schöne Frau, das stimmt, zumindest nicht im klassischen Sinn.«

Ich lachte auf. »Herr Schabowski, kommen Sie mir jetzt nicht mit der Schönheit, die von innen kommt, okay?«

»Nennen Sie es, wie Sie wollen, ich meine nur, Sie sollten aufhören, sich so darauf zu fokussieren. Nein, Sie sind keine klassisch schöne Frau. Finden Sie sich damit ab und heulen Sie nicht rum. Genießen Sie Ihren starken, jungen Körper, erfreuen Sie sich an dem, was da ist, anstatt immerzu das zu beklagen, was Ihnen fehlt.«

»Sie haben leicht reden.«

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht.«

Ich drückte meine Mohawk Red aus (*Spiritualität und Na-tur-nähe*) und holte mir gleich eine weitere aus der Packung, Herr Schabowski gab mir Feuer und zündete sich selbst eine an.

»Frau Benz, tun Sie in vernünftigem Ausmaß alles, was Sie können gegen einen neuen Nazistaat, und kümmern Sie sich nach bestem Gewissen um Ihren CO₂-Fußabdruck und schlucken Sie vier Gramm Vitamin C am Tag, dann müssen Sie nicht mal Angst vor einem Schnupfen haben, aber hören Sie auf, ständig derart manisch um diese Probleme zu kreisen, damit lenken Sie doch nur ab.«

»Und wovon bitte, Mister Superchecker?«

»Von Ihren eigentlichen Konflikten.«

»Die da wären?«

»Ich weiß es nicht.«

»Na toll.«

»Gehen Sie doch einfach zu dieser Familiensache, die Ihre

Schwester Ihnen geschenkt hat. Im schlimmsten Fall ist es ein vergeudetes Wochenende, im besten Fall finden Sie etwas heraus.«

Ich drückte die Zigarette aus, stand auf und er folgte mir in die Diele. Während ich mir den Mantel anzog und die Heldenporträts betrachtete, sagte ich: »Also gut, Herr Schabowski. Ich werde es tun. Ich werde hingehen.«

Er reichte mir die Hand zum Abschied. »Eine gute Entscheidung.«

»Aber nur«, ich hielt seine Hand fest, bevor er sie zurückziehen konnte, »nur, wenn Sie auch etwas machen, wovor Sie Angst haben.«

Herr Schabowski lachte. »Und was könnte das sein?«

»Was weiß ich? Denken Sie mal schön darüber nach. Aber nicht schummeln! Sie dürfen mich nicht anschwindeln, also nicht etwa behaupten, Sie hätten Angst vor einer Fahrt mit dem Heißluftballon, und dabei waren Sie bislang einfach nur zu faul, eine zu buchen.«

Er überlegte kurz, dann nickte er. »Abgemacht«, sagte er.

Ich dachte nach und schüttelte versonnen weiter seine mächtige Schabowski-Hand. »Vier Gramm Vitamin C, sagen Sie? Nehmen Sie das auch?«

»Ich? Nein, ich doch nicht, ich fürchte ja auch keinen Schnupfen. Aber wenn es so wäre, würde ich es nehmen.«

»Vier Gramm – ist das nicht ein bisschen viel?«

»Frau Benz, vertrauen Sie mir?«

Ich betrachtete jetzt sein breites Gesicht, die voluminösen Brauen, die buschig seine Augen beschirmten, so uhumäßig, wie weiland beim Finanzminister Theo Waigel, und ich dachte, ich vertraue ja nicht vielen Leuten, aber dem Schabowski, dem vertraue ich blind.

»Klar«, sagte ich.

»Dann kaufen Sie sich jetzt eine große Packung Vitamin-C-Tabletten und ich verspreche, Sie kommen gesund durch den Winter.«

Ich setzte meine Mütze auf und wickelte mich in meinen Schal. »Herr Schabowski, den Winter schaffe ich, hoffe ich zumindest, die Frage ist, komme ich damit auch gesund durchs Leben?«

Er zögerte, aber nur kurz, dann lächelte er. »Ich glaube, das werden Sie.«

Tja, was soll ich sagen? Ich ging zur Familienaufstellung und Herr Schabowski machte auch etwas, wovor er Angst hatte.

7

DAS QUANTENFELD

Die Familienaufstellung? Jesus, es war eine dieser Glanzideen meiner nervigen Schwester Sybille, ein Geburtagsgeschenk.

Warum? Das fragte ich mich auch. Leute mit Problemen brauchten Familienaufstellungen; hatte ich vielleicht Probleme? Lächerlich.

Ich wollte das Geschenk eintauschen, gegen etwas weniger Problematisches, zum Beispiel eine Jahresflatrate bei meinem Lieblingsimbiss *Zum Bob*, regelmäßige Weinlieferungen nach Hause oder – keine Ahnung, irgendwas Nettes halt, etwas, das mein Leben schöner machte, und zwar mit so prompter Wirkung wie eine Schale Currywurst oder ein Glas Chardonnay. Aber nein, nichts wurde eingetauscht, Sybille schaltete in den Modus »heiterer Starrsinn«, der mich immer schon auf die Palme gebracht hatte.

Was eine Familienaufstellung ist? Gute Frage. Ich stellte sie auch Schwester Sybille und wenn ich das richtig verstand,